

Aus: Barbara Thums, Annette Werberger (Hg.), *Was übrig bleibt. Von Resten, Residuen und Relikten* (Frankfurter Kulturwissenschaftliche Beiträge, Bd. 4), Berlin: Trafo, 2009, 163–190.

»Ein unauslöschliches Zeichen«: Die polynesische Tätowierung in Reiseberichten des 18. und 19. Jahrhunderts

Michael C. Frank

Tätowierungen heben sich dadurch von anderen Körperbemalungen ab, dass sie dauerhaft sind. Diese Dauerhaftigkeit – die schon vor der Entwicklung moderner Lasertechnologie eine nur relative war¹ – wurde seit jeher gerne dramatisiert: Trägt man sie erst einmal, so die oft artikulierte, unangenehme Vorstellung, bekommt man die Tätowierung nicht wieder los, eine Spur wird in jedem Fall bleiben. Denn sie ist *in*, nicht *auf* der Haut.

Juliet Fleming, die im Rahmen einer Geschichte des Tätowierens in Europa auf diese noch immer verbreitete Irritation angesichts von Tattoos zu sprechen kommt, führt Julia Kristevas Konzept der *abjection* zur Erläuterung an.² *Abjection* bezeichnet in Kristevas Essay *Le pouvoir de l'horreur* eine heftige, wenn auch mit einem Gefühl der Anziehung einhergehende Abwehrreaktion angesichts eines Gegenstands, den Kristeva das »Abjekt« nennt. Bei diesem zweiten Schlüsselbegriff, einer Substantivierung des französischen Adjektivs *abject*, handelt es sich um einen Neologismus der Autorin. Kristeva stellt ihn den Kategorien Subjekt und Objekt gegenüber.³ Anders als das Objekt, das dem Subjekt als dessen Korrelat gegenübersteht und ihm laut Kristeva erlaubt, weitgehend losgelöst und autonom zu sein, stellt das Abjekt als radikal Ausgegrenztes, aber zugleich nie ganz und gar Abtrennbares, für das Subjekt eine stete Gefahr dar, seine Grenzen zu verlieren. Es steht für einen Zustand jenseits der Subjekt-Objekt-Differenz. Wie Kristeva unterstreicht, erscheint dementsprechend all das als *abject*, was »eine Identität, ein System, eine Ordnung stört«, indem es »die

1 Eine Anleitung für die Entfernung von Tätowierungen findet sich z. B. schon bei Aetius von Amida, Arzt am Hofe Kaiser Justinians I. (6. Jahrhundert n. Chr.); vgl. Jones, »Stigma and Tattoo«, in: Caplan (Hg.), *Written on the Body*, S. 4f. Für Beispiele aus dem 1. und 2. Jahrhundert v. Chr. s. Gilbert, *Tattoo History*, S. 15.

2 Vgl. Fleming, »The Renaissance Tattoo«, in: Caplan (Hg.), *Written on the Body*, S. 63ff.

3 »Abjekt« steht für all das, was das Ich von sich abspalten muss (aber nie voll und ganz von sich abspalten kann), um von seinem ursprünglichen, vorsprachlichen Zustand jenseits der Subjekt-Objekt-Differenz in die symbolische Ordnung einzutreten, die nach Kristevas Modell auf eben dieser Differenz basiert. Das früheste und zugleich wichtigste Beispiel einer solchen Abspaltung ist die Loslösung von der »entité maternelle« (Kristeva, *Pouvoirs de l'horreur*, S. 20), die konstitutiv für die Subjektbildung – und Grundlage für alle weiteren Unterscheidungen – ist. Das Abjekt stellt laut Kristeva zugleich eine regressive Versuchung und eine Abscheu erregende Gefahr dar, in den Zustand vor der Differenz zurückzufallen.

Grenzen, Orte und Regeln missachtet« – nämlich das »Dazwischen (*l'entre-deux*), das Zweideutige, das Gemischte«.⁴

Die Tätowierung ist weder innen noch außen. Sie gehört nicht zum Körper wie die Haut, doch sie ist ihm auch nicht äußerlich wie die Kleidung; sie ist nicht mit uns verwachsen, kann aber auch nicht ohne weiteres abgestreift werden. In diesem Sinne ist sie in der Tat *abject*, möchte man Kristevas Modell folgen: Verinnerlichung des Äußeren (Farbe, die durch Verletzung der Haut als Fremdkörper in diese eingeführt wurde) und Veräußerlichung des Inneren (ein durch die äußeren Hautschichten durchschimmerndes, inneres Bild).⁵ So könnte eine psychoanalytische Deutung der Tätowierung als zugleich begehrenswerte und abstoßende, bleibende Spur beginnen.

Aus historischer Perspektive – und eine solche wird der vorliegende Beitrag primär einnehmen – zeigt sich die Relevanz der Tätowierung für das Rahmenthema dieses Sammelbandes aber vor allem in anderer Hinsicht. Es waren Berichte über James Cooks erste Weltumsegelung, die den Begriff *tattoo* – damals noch in der Form »tattow«, die dem tahitianischen *tatau* deutlich näher kommt – in den englischen Wortschatz einführt, von wo aus das Wort, in unterschiedlichen Schreibweisen, auch in andere Sprachen Einzug hielt. Im Verlauf der europäisch-polynesischen (und später vermehrt auch amerikanisch-polynesischen) Kulturbegegnung wurde jedoch nicht einfach eine fremdkulturelle Praktik unverändert übernommen, weder was die genaue Technik des Tätowierens und die dafür verwendeten Instrumente, noch was die Gestalt oder gar die kulturelle Bedeutung der Tätowierung betrifft. Vielmehr wurde zumindest *auch* an eine zwischenzeitlich abgebrochene oder jedenfalls weitgehend vergessene europäische Tradition angeknüpft, die im kulturellen Gedächtnis gleichsam als eine Spur erhalten geblieben war und die nun unter der Bezeichnung *tattoo* in modifizierter Form aufgegriffen und aus der Latenz befreit wurde.

Mit dem Ägyptologen Jan Assmann kann das kulturelle Gedächtnis als ein »jeder Gesellschaft und jeder Epoche eigentümliche[r] Bestand an Wiedergebrauchs-Texten, -Bildern und -Riten« verstanden werden, »in deren »Pflege« sie ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt, ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangenheit, auf das eine Gruppe ihr Bewußtsein von Einheit und Eigenart stützt«.⁶ Wie Assmann betont, spielen in diesem Prozess kollektiver Identitätsbildung kulturelle Grenzziehungen eine entscheidende Rolle, durch die das Selbstbild der Gruppe gegenüber Fremdbildern abgehoben wird: »Der im kulturellen Gedächtnis gepflegte Wissensvorrat ist gekennzeichnet durch eine scharfe Grenze, die das Zugehö-

rige vom Nichtzugehörigen, d. h. das Eigene vom Fremden trennt.«⁷ In der Geschichte der abendländischen Kultur – so lässt sich hieran anschließend formulieren –, kommt der Praxis des Tätowierens immer wieder die Bedeutung einer Grenzmarkierung zu. Bereits in der Antike wird sie dem »Anderen«, Barbarischen zugewiesen, wie man es etwa in den indigenen Bewohnern der britischen Inseln personifiziert sah. Sowohl die aus dem Keltischen abgeleitete Bezeichnung »Britannier« als auch das lateinische Wort für die ostschottischen »Pikten« kann mit »die Bemalten« oder, genauer, mit »die Tätowierten« übersetzt werden. Zu Zeiten Cooks waren es nun ausgerechnet Nachfahren dieser bemalten Volksstämme, die sich in Gestalt der Bewohner südpazifischer Inseln mit einer Praktik konfrontiert sahen, wie sie über antike Quellen aus Britannien bekannt war. Der Entdeckung der polynesischen Tätowierung kommt so gewissermaßen der Charakter einer Rückkehr des kulturell Verdrängten zu: Die Verbreitung der Körpermodifikation durch Hautstich im Westen führte zu einer (Wieder-)Begegnung sowohl mit einer fremdkulturellen Praktik als auch mit einer vielschichtigen abendländischen Tätowiertradition, die gleichsam als atavistischer Rest »primitiver« Kultur – so die bleibende Wahrnehmung des Tätowierens – erhalten geblieben war.

Blickt man auf die interkulturelle Dimension der Geschichte des Tätowierens, so rücken zunächst die in Polynesien tätowierten Europäer und Amerikaner in den Fokus, wobei hier insbesondere diejenigen Matrosen von Interesse sind, die als kulturelle Grenzgänger in Inselgesellschaften integriert und nach lokalem Brauch tätowiert wurden. Ihr Beispiel zeigt, dass Tätowierungen nach einer Rückkehr nach Europa oder in die USA noch in einem weiteren Sinne zu einem »Rest« werden konnten, und zwar zu einem unliebsamen: einem Überbleibsel temporärer »Verwilderung«. Nach polynesischer Sitte Tätowierte wurden als kulturelle Fremdgänger exotisiert und ausgestoßen, die Tätowierung selbst, auch in ihrer verwestlichten Form, zum Kennzeichen von Alterität.

Im Folgenden wird die Tätowierung dementsprechend unter drei Aspekten beleuchtet: im Hinblick auf ihre Konzeptualisierung als unauslöschliches Zeichen, ihre Eigenschaft als ein historischer »Rest« sowie ihre – damit eng zusammenhängende – stigmatisierende Wirkung im Westen. Hierzu beschränke ich mich auf den geschichtlichen Abschnitt, in dem zunächst durch Entdeckungs- und Forschungsreisen, dann durch Walfang- und Handelsschiffahrt westliche Reisende mit der indigenen polynesischen Praktik des Tätowierens konfrontiert wurden, worauf sich der Hautstich, auf diese Weise wiederbelebt, zu verbreiten begann – also auf die Zeit zwischen den späten 1760er Jahren und der Mitte des 19. Jahrhunderts.

4 Kristeva, *Pouvoirs de l'horreur*, S. 12 (Übers. MCF).

5 Vgl. Fleming, »The Renaissance Tattoo«, in: Caplan (Hg.), *Written on the Body*, S. 65.

6 Assmann, »Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität«, in: Assmann/Hölscher (Hg.), *Kultur und Gedächtnis*, S. 15.

7 Ebd., S. 13.

Eine bleibende Körperbemalung: Bougainville und Cook

In einem neueren Aufsatz erinnert Bronwen Douglas daran, dass die polynesishe Praktik des Tätowierens bereits 1595 während einer spanischen Entdeckungsfahrt von dem gebürtigen Portugiesen Pedro Fernández de Quirós auf der Marquesas-Insel Fatu Hiva beobachtet wurde; die Insulaner, schrieb dieser, seien im Gesicht und am Körper »bemalt«.⁸ Solange den europäischen Forschern nur dieses unspezifische Verb zur Verfügung stand, rückte die damit bezeichnete spezifische Praktik nicht in den Mittelpunkt des Interesses. Und so wird auch in den Reiseberichten, die aus den Südsee-Expeditionen des 18. Jahrhunderts hervorgingen, ausgerechnet dasjenige Merkmal nur kurz gestreift, das in der umfangreichen Polynesien-Literatur des 19. Jahrhunderts – wie wir sehen werden – immer wieder als das auffälligste und bemerkenswerteste äußere Kennzeichen der Insulaner hervorgehoben werden sollte: der Hautstich, als dauerhafte Form der Körpermodifikation.

Im Juni 1767 hatte zunächst Samuel Wallis mit der Fregatte *Dolphin* Tahiti erreicht, wo sein rabiates Vorgehen gegen die Insulaner einen engeren Kontakt und damit auch eine genauere Beobachtung indigener Praktiken verhinderten.⁹ Auf den als »Entdeckung« Tahitis bekannt gewordenen einmonatigen Aufenthalt Wallis' und seiner Mannschaft folgte neun Monate später der Besuch des Franzosen Louis-Antoine de Bougainville, dessen 1771 veröffentlichte *Voyage autour du monde* den mythischen Status Tahitis als Paradies auf Erden begründete. Die tahitianischen Frauen, merkt Bougainville an, schminkten sich nicht die Wangen rot wie die Europäerinnen, sondern färbten sich stattdessen die Schenkel und Gesäßbacken dunkelblau. Dies sei zugleich »Schmuck« und Zeichen der »Distinktion«, und die Männer seien derselben »Mode« unterworfen.¹⁰ Wie Bougainville eingesteht, kannte er nur das Endprodukt aus eigener Anschauung und war nicht Zeuge der Herstellung geworden, was ihn jedoch nicht davon abhielt, den knappen Abschnitt zum Tätowieren mit einigen kulturvergleichenden Betrachtungen abzuschließen. Er interpretiert das Tätowieren als ein universelles Kennzeichen »primitiver Kultur« (wie man mit Edward Burnett Tylors späterem evolutionistischen Konzept sagen kann¹¹): als eine Praktik, die nicht nur bei den heutigen »Wilden« ver-

schiedener Kontinente verbreitet ist, sondern die auch bei den »wilden« Urahnen der modernen Europäer anzutreffen war. Bougainville stellt Parallelen zur bleibenden Körperbemalung her, wie er sie selbst bei Indianern in Kanada beobachtet hat und wie Julius Caesar sie einst in *De Bello Gallico* den Bewohnern Britanniens zuschrieb.¹² Besonders ist im kulturellen Gedächtnis Europas der Fall der Pikten bewahrt geblieben, der unter anderem die hier abgebildete spekulativ-fantastische Darstellung inspirierte (Abb. 1). Die Bewohner des nördlichen Britanniens verdankten ihren lateinischen Namen der Tatsache, dass ihre Körper *picti* – »bemalt« – waren.

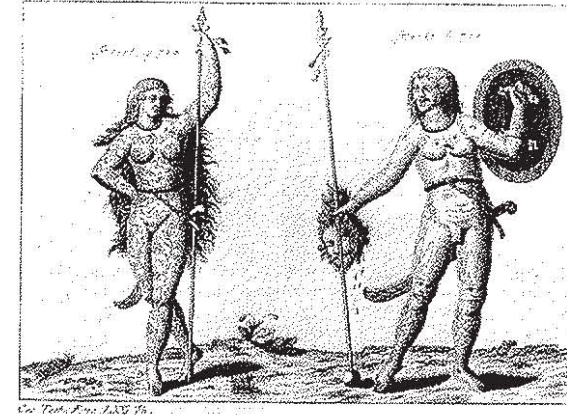


Abb. 1: Pikten (Kriegerin und Krieger), dargestellt von einem deutschen Illustrator, nach Zeichnungen des britischen Künstlers John White aus dem 16. Jahrhundert¹³

Beim Tätowieren handelt es sich demnach, so das Fazit Bougainvilles, um eine universelle Praktik, die all diejenigen Völker ausüben, welche sich noch in der Nähe des Naturzustandes befinden. Im Anschluss hieran sagt Bougainville aber über Tahiti: »L'usage de se peindre y est [...] une mode comme à Paris«¹⁴ – ohne die Widersprüche zu bemerken, die eine solche Behauptung im Kontext seiner kulturevolutionären Spekulationen zur Folge haben muss. Erstens handelt es sich um eine Art der Körperbemalung, die in Bou-

8 Zit. n. Douglas, »Curious Figures«, in: Thomas u. a. (Hg.), *Tattoo*, S. 33.

9 George Robertson, Kapitän der *Dolphin*, berichtet in seinen Reiseaufzeichnungen zwar, bei Männern im Alter von sechzehn Jahren würden zunächst die Schenkel schwarz angemalt und dann der Rest der Beine und die Arme mit seltsamen Zeichen (»curious [sic] figures«) versehen, während Frauen diese Operation etwas früher durchließen; in der entsprechenden Passage verwendet er aber ebenfalls zweimal das irreführende Verb »paint«, das an eine oberflächliche Bemalung der Haut denken lässt. Zit. n. ebd., S. 35.

10 Bougainville, *Voyage autour du monde*, S. 254 (Übers. MCF).

11 Eine der Grundannahmen der Tylor'schen Ethnologie – entwickelt in den einflussreichen Studien *Primitive Culture* (1871) und *Anthropology* (1881) – ist, dass sich die gesamte Menschheit in drei Entwicklungsstadien unterteilen lässt. Demnach sind alle Völker entweder »wild«, »barbarisch« oder »zivilisiert«. Diese Entwick-

lungsstadien, die das zivilisierte Europa *nacheinander* durchlaufen hat, existieren heute *nebeneinander* – alles jenseits von Europa ist, so betrachtet, *vor* Europa. So sind die Ureinwohner Brasiliens wild, diejenigen Neuseelands barbarisch, und beide zusammen können den Europäern Auskunft geben über den »Fortschritt der Zivilisation«. Tylor, *Anthropology*, Bd. 1, S. 18f. (Übers. MCF).

12 Vgl. Bougainville, *Voyage autour du monde*, S. 254. Zu der entsprechenden Stelle bei Caesar – der das Verb *infigere* benützt – vgl. MacQuarrie, »Insular Celtic Tattooing«, in: Caplan (Hg.), *Written on the Body*, S. 35.

13 Gilbert, *Tattoo History*, S. 16.

14 Bougainville, *Voyage autour du monde*, S. 254.

gainvilles eigenen Worten »traces ineffaçables«¹⁵ hinterlässt, *unauslöschliche* Spuren also, die für kurzlebige Trends gänzlich ungeeignet wären; zweitens ist der Vergleich mit einer urbanen Modeerscheinung unvereinbar mit der Idee des Naturzustandes, wie ihr vor allem Jean-Jacques Rousseau zu Popularität verholfen hatte. Bougainville lässt das Schminken somit unbeabsichtigt als ein atavistisches Phänomen erscheinen, das die modernen Großstädter mit ihren »primitiven« Zeitgenossen ebenso verbindet wie mit den eigenen Vorfahren – eine Art der Analogiebildung, die uns später noch einmal begegnen wird.

Obgleich Bougainville in seinen Ausführungen zum tahitianischen *tatau* dessen Dauerhaftigkeit betont, benutzt er doch das Verb, das bei seinen Vorgängern zum Übersehen dieses entscheidenden Merkmals geführt hatte: »malen«. Andere Teilnehmer seiner Expedition notierten zwar die Bezeichnungen *tatau* oder *tata* als einheimische Begriffe für die »Flecken« bzw. »Zeichen« auf der Haut der Tahitianer,¹⁶ doch erst mit den zwischen 1771 und 1773 veröffentlichten Berichten über Cooks Weltumsegelung sollte sich das polynesisches Wort in Europa verbreiten.¹⁷ Während Bougainvilles Buch die historische Bedeutung zukommt, die Tätowierung als bleibende Körpermodifikation erkannt und erstmals evolutionistisch als Zeichen »primitiver Kultur« gedeutet zu haben, findet sich in Cooks Reisetagebüchern nicht nur die englische Transkription des Wortes *tatau*, sondern auch die früheste Skizze des bis dahin unbeschriebenen Vorgangs des Tätowierens. Die entsprechende Passage – wie bei Bougainville handelt es sich nur um einen einzigen Absatz – stammt allerdings nicht von Cook allein, sondern in weiten Teilen aus den Aufzeichnungen des jungen Naturforschers Joseph Banks,¹⁸ von dem Cook die folgende Beobachtung übernahm:¹⁹ »Both sexes paint their body's [sic] *Tattoo* as it is called in their language, this is done by inlaying the Colour of black under their skins in such a manner as to be indelible.«²⁰

Sogleich sticht ins Auge, dass auch Banks und Cook das Verb »malen« verwenden, dann aber sogleich diejenige Eigenschaft hervorheben, welche das *tatau* technisch von solchen Körperbmalungen unterscheidet, die nur auf die Oberfläche der Haut aufgetragen werden: Es befindet sich *unter* der Haut, wodurch es *unauslöschlich* ist. Nach einer kurzen Aufzählung einiger charakteristischer Motive folgt in der zweiten Hälfte des Absatzes eine Erläuterung der Methode des Tätowierens – des Klopfens, mit einem

kurzen Stock, auf die Rückseite eines Tätowierkamms, an dessen Vorderseite unterschiedlich dicke Zacken aus Knochen angebracht sind. Diese Zacken, erklärt Cook (mit Banks), werden so tief in die Haut geklopft, dass jedes Mal eine kleine Menge Blut an die Oberfläche tritt. Insgesamt handele es sich um eine »painfull operation«.²¹

Zusammenfassend lassen sich bei Banks und Cook zwei Eigenschaften des Tätowierens identifizieren, welche für sie, als europäische Beobachter, die wesentlichen Besonderheiten dieses Phänomens darstellen: die mit ihm verbundene körperliche Qual und seine Irreversibilität. Beide Eigenschaften sollten auch bei nachfolgenden Beobachtern eine große Rolle spielen und sind wohl wesentlich dafür mitverantwortlich, dass die bildliche und textuelle Darstellung der Praktik in europäischen Publikationen immer wieder zwischen ästhetischer Bewunderung und Aversion changierte, wie Bronwen Douglas für die Quellen zwischen 1595 und 1800 nachweisen konnte.²² Ungeachtet dieser Tatsache ließen sich Teilnehmer der Cook'schen Expedition auf Tahiti tätowieren. Sydney Parkinson, Assistent von Joseph Banks und beauftragt mit der Erstellung botanischer Skizzen, schrieb in seinem Tagebuch: »Mr. Stainsby, myself, and some others of our company, underwent the operation, and had our arms marked.«²³ Der Herausgeber der Cook'schen Reiseaufzeichnungen, der diesen Satz in einer Anmerkung zitiert, fügt hinzu: »Herrn Stainsby, einem Vollmatrosen, kommt somit vielleicht die Ehre zu, die lange und ehrwürdige Tradition des tätowierten Seemanns begründet zu haben.«²⁴ Denn in der Tat war es unter Seeleuten schon bald gang und gäbe, sich an Arm, Brust oder Bein tätowieren zu lassen – zunächst auf polynesischen Inseln, als Reisesouvenir, dann an Bord der eigenen Schiffe und schließlich in Tätowierstudios in den heimischen Häfen. Ende des 19. Jahrhundert galt die Tätowierung bereits als unfehlbares Kennzeichen der Seemänner.²⁵ Sind diese folglich als Importeure der Tätowierung in die westlichen Metropolen zu betrachten?

Die westliche Tätowierung vor Cook: Eine vergessene Tradition

In der jüngeren interdisziplinären Auseinandersetzung mit der Geschichte des Tätowierens lassen sich diesbezüglich zwei Gegenpositionen bestimmen, die in den neu-

15 Ebd.

16 Vgl. Douglas, »Curious Figures«, in: Thomas u. a. (Hg.), *Tattoo*, S. 35.

17 Vgl. Thomas, »Introduction«, in: ders. u. a. (Hg.), *Tattoo*, S. 7 und Anm. 3.

18 Während der drei Monate, die Cook mit seiner Mannschaft auf Tahiti verweilte, hatte Banks enge Kontakte mit Tahitianern geknüpft, sich an indigenen Zeremonien beteiligt und versucht, die einheimische Sprache zu lernen. Wenige Tage vor Aufbruch der Expedition war er dabei auch Zeuge des Vorgangs des Tätowierens geworden. Vgl. Gilbert, *Tattoo History*, Kap. 4.

19 Vgl. J.C. Beagleholes Gegenüberstellung beider Textstellen in Cook 1968, *The Journals*, S. ccvii-ccviii.

20 Ebd., S. 125.

21 Ebd.

22 Vgl. Douglas, »Curious Figures«, in: Thomas u. a. (Hg.), *Tattoo*.

23 Zit. n. Cook, *The Journals*, S. 125, Anm. 3.

24 Beaglehole in Cook, *The Journals*, S. 125, Anm. 3 (Übers. MCF).

25 »Throughout the nineteenth century tattoos were most associated with sailors«, stellt James Bradley in einem Aufsatz zum Verhältnis von Klasse und Tätowierung im viktorianischen Großbritannien fest. Bradley, »Body Commodification?«, in: Caplan (Hg.), *Written on the Body*, S. 141.

ersten Studien zu einer dritten, vermittelnden Position ausgearbeitet worden sind. Die erste Position wurde zuletzt von dem Ethnologen Alfred Gell eingenommen, der zu Beginn seines einflussreichen Buchs *Wrapping in Images. Tattooing in Polynesia* (1993) erklärt: »Das Tätowieren, wie es heute in westlichen Ländern praktiziert wird, begann als Folge der europäischen Expansion in den Pazifik, wie die polynesischen Ursprünge des Wortes ›Tattoo‹ bezeugen.«²⁶ Mit dieser Feststellung schloss sich Gell einer unter Tätowierfans wie -forschern weit verbreiteten Meinung an,²⁷ von der neuere Publikationen zum Thema allerdings Abstand nehmen.

So entwickelte die Historikerin Jane Caplan mit den BeiträgerInnen des von ihr edierten Bandes *Written on the Body. The Tattoo in European and American History* (2000) die Gegenthese, dass die seit dem späten 18. Jahrhundert in Europa und Amerika sich ausbreitende Praktik keineswegs in der Kulturbegegnung mit Polynesien ihren alleinigen Ursprung hat, so entscheidend diese Begegnung auch ohne Zweifel gewesen sei. Als Belege hierfür lassen sich zum einen prähistorische Funde anführen, wie sie Steve Gilbert im ersten Kapitel seiner *Tattoo History* (2000) aufzählt: Tätowierwerkzeug aus dem Jungpaläolithikum von verschiedenen Ausgrabungsstätten in Europa (38.000–10.000 v. Chr.), die tätowierte Mumie der ägyptischen Hathorpriesterin Amunet aus der elften Dynastie (2160–1994 v. Chr.) sowie die Gletschermumie »Ötzi«, auf der sich ebenfalls Tätowierungen fanden (und die Gilbert auf ca. 5000 v. Chr. datiert) – um nur diese wenigen Beispiele zu nennen.²⁸ Zum anderen existiert eine in Schrift und Bild dokumentierte Tradition des Tätowierens in Europa, die zwar diskontinuierlich verlief und zwischenzeitlich in Vergessenheit geriet, sich aber bis in die Antike zurückverfolgen lässt. Es ist diese Tradition, auf welche die AutorInnen des Bandes *Written on the Body* das Augenmerk richten, wobei Caplan einleitend zwei Haupttraditionslinien unterscheidet: die Stigmatisierung von Kriminellen und Sklaven bei Griechen, Römern und Kelten einerseits;²⁹ die Kennzeichnung von christlichen Pilgern bei frühneuzeitlichen Wallfahrern in Palästina sowie, ab dem 16. Jahrhundert, bei Pilgern zum Schrein von Loretto in Italien andererseits.³⁰

Letztere Traditionslinie ist im vorliegenden Zusammenhang von größerem Interesse, da sie historisch näher an der europäisch-polynesischen Kulturbegegnung des späten 18. Jahrhunderts liegt. Die hier reproduzierte Abbildung (Abb. 2) zeigt Motive, die sich Otto Friedrich von der Gröben – später zunächst Kammerjunker, dann

Forschungsreisender und Major im Dienste des Großfürsten von Brandenburg – 1669 als sichtbare und bleibende Bestätigung seines Aufenthaltes in Jerusalem eintätowieren ließ. In einer Legende werden die dargestellten Symbole und biblischen Szenen identifiziert. Vergleicht man diese Armtätowierungen – die genau einhundert Jahre vor Cooks erstem Tahitiaufenthalt entstanden – mit Darstellungen tätowierter Europäer vom Ende des 19. Jahrhunderts, so erscheint es unmittelbar einleuchtend, von einem »process of convergence and reinforcement«³¹ zu sprechen und sich Caplans These anzuschließen, wonach zwei Traditionen unterschieden werden müssen, die im Zuge der europäisch-polynesischen Kulturbegegnung zusammenliefen und gemeinsam das heute pauschal ›Tattoo‹ genannte Phänomen hervorbrachten.³²

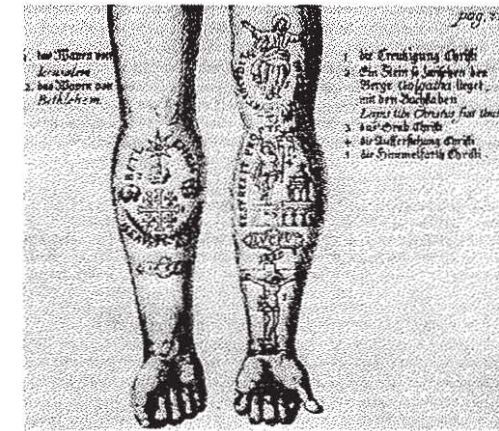


Abb. 2: Die in Jerusalem erworbenen Tätowierungen Otto Friedrich von der Gröbens aus dem Jahre 1669 (nach Gröbens Orientalische[r] Reise-Beschreibung von 1694)³³

Diese Beobachtung bildete schon den Ausgangspunkt der von der englischsprachigen Forschung oftmals ignorierten *Geschichte der Tätowierung in Europa* (1979) des deutschen Publizisten Stephan Oettermann. Oettermann entwickelte hier den – wie ich meine, glücklichen – Vorschlag, die Verbreitung des aus Tahiti importierten Wortes nicht als Hinweis auf eine Verbreitung auch der damit bezeichneten polynesischen Praktik zu deuten, sondern vielmehr als Zeichen einer (Wieder-)Entdeckung des bis

26 Gell, *Wrapping in Images*, S. 10 (Übers. MCF).

27 Für weitere Belege s. Thomas, »Introduction«, in: ders. u. a. (Hg.), *Tattoo*, S. 7.

28 Vgl. Gilbert, *Tattoo History*, Kap 1; hier S. 11ff.

29 C.P. Jones betont in seinem Beitrag, dass sich der Begriff ›Stigma‹ bei Griechen und Römern fast immer auf Tätowierungen bezog – und nicht auf Brandmale, wie man meinen könnte. Vgl. Jones, »Stigma and Tattoo«, in: Caplan (Hg.), *Written on the Body*, S. 2.

30 Caplan, »Introduction«, in: dies. (Hg.), *Written on the Body*, S. xvif.

31 Ebd., S. xx.

32 Vgl. zu dieser Argumentation auch Fleming, »The Renaissance Tattoo«, in: Caplan (Hg.), *Written on the Body*, S. 67ff.

33 Oettermann, *Zeichen auf der Haut*, S. 16.

dahin namenlosen und darum lange übersehenen europäischen Hautstichs.³⁴ Demzufolge wäre es genauso reduktionistisch, die Relevanz der europäisch-polynesischen Kulturbegegnung herunterzuspielen – was tendenziell geschieht, wenn aufgrund weniger empirischer Belege auf Tätowierungen (z. B. der Initialen oder Namen) unter Seeleuten schon im früheren 18. Jahrhundert hingewiesen wird³⁵ –, wie es umgekehrt reduktionistisch wäre, die westliche Tätowierung alleine vom tahitianischen *tatau* abzuleiten. Vielmehr ist, mit Ottermann gesprochen, von einem »Impuls zur Wiederbelebung«³⁶ des Hautstichs auszugehen, die ohne die Kulturbegegnung im pazifischen Raum in dieser Form nicht geschehen wäre.

Ottermann zitiert einen Brief der Herzogin Amalie von Weimar an Wieland vom 20. Juni 1789 aus Portici, der zeigt, wie früh die Tätowiermotive bei europäischen Seeleuten von polynesischen Mustern abwichen und stattdessen bereits verfügbare nationale und christliche Symbole aufgriffen – was aber nichts an der Tatsache änderte, dass man die Praktik weiterhin mit Tahiti in Verbindung brachte:

Gestern noch sah ich bei dem Chevalier Hamilton in der Barca einen Matrosen, dessen Arme und Beine nach otahitischem Gebrauch tätowiert waren, und wie wir die Figuren untersuchten, waren es die Kreuzigung Christi, das englische Wappen, das heilige Sakrament – il capo di Policinello.³⁷

Statt diese Vermischung zweier Traditionen nun zum Anlass zu nehmen, Klarheit über den »eigentlichen« Ursprung des Tätowierens zu schaffen, regt der Ethnologe Nicholas Thomas in dem von ihm mitherausgegebenen Band *Tattoo. Bodies, Art, and Exchange in the Pacific and the West* (2005) an, die Geschichte des Tätowierens als eine des interkulturellen Austauschs neu zu schreiben. Hier deutet sich eine dritte Position innerhalb der Forschung an, der zufolge es nicht genügt, die Vermischung zweier Traditionen festzustellen, sondern ein genauerer Blick auf den Kontext geworfen werden muss, in dem es zu dem besagten Austausch kam. Erklärtes Ziel des besagten Bandes ist es, »to piece together a trans-cultural history of tattooing«.³⁸

34 Ottermann schreibt: »Durch den Kontakt mit der Gegenwelt der Südsee kam es einerseits, was Formen und Verbreitung angeht, zu einer ungeheuren Wieder- und Neubelebung der Tätowierung – zum anderen gerät seitdem die Tätowierung (zunächst die exotische, dann aber auch die heimische) immer stärker ins Blickfeld der Beobachtung; der Diskurs über sie wird eröffnet.« Ottermann, *Zeichen auf der Haut*, S. 20.

35 Für Kritiken dieser These s. Thomas, »Introduction«, in: ders. u. a. (Hg.), *Tattoo*, S. 13ff., sowie White, »Marks of Transgression«, in: Thomas u. a. (Hg.), *Tattoo*, S. 73.

36 Ottermann, *Zeichen auf der Haut*, S. 21.

37 Zit. n. ebd., S. 45.

38 Thomas, »Introduction«, in: ders. u. a. (Hg.), *Tattoo*, S. 11.

Ein tätowierter Franzose: Vom Grenzgänger zum Ausgestoßenen

Einige der hierfür wertvollsten Quellen – in Text und in Bild – gingen aus der ersten von Russland aus begonnenen Weltumsegelung unter dem Kommando von Kapitän Adam Johann von Krusenstern hervor, die am 7. August 1803 in Kronstadt begann. In seinen 1812 in Frankfurt erschienenen *Bemerkungen auf einer Reise um die Welt* beschreibt der deutsche Naturforscher Georg Heinrich von Langsdorff in mehreren Kapiteln den Aufenthalt der Expedition auf der Marquesas-Insel Nuku Hiva, wobei er im Gegensatz zu seinen Vorläufern aus dem 18. Jahrhundert der Tätowierung besondere Aufmerksamkeit schenkt. Er schreibt: »Die merkwürdigste und interessanteste Art der Südseeinsulaner den nackten Körper zu verschönern, besteht in der *Punktirung* oder dem *Tatuiren*.«³⁹ Nachdem er die Tätowierung als Eigenart der Bewohner des südpazifischen Raums hervorgehoben hat, zieht Langsdorff sogleich einen Vergleich mit anderen Gesellschaften, wobei er weitaus mehr Beispiele als seinerzeit Bougainville anführen kann:

Diese Zierde so vieler Völker des Erdbodens verdient eine größere Aufmerksamkeit der Reisenden, als es bisher geschehen ist, [...] da es ohne Widerrede sehr auffallend ist, unter weit entfernten Nationen, die in keinem Berührungspunkt miteinander stehen, oder unseres Wissens je gestanden haben, dennoch einen und denselben Gebrauch zu finden. Unter den Europäern, namentlich den Wallfahrern nach dem heiligen Grab, und den Matrosen beynahe aller Nationen Europa's, auf dem [sic] Aläutischen Inseln, der Nordwestküste von Amerika, auf den *Sandwich*-, *Freundschafts*- und *Societäts-Inseln*, auf dem *Oster-Eylande*. *Bey Neuseeländern* und andern Nationen, kurz auf der nördlichen und südlichen Halbkugel, in Osten und Westen, in der alten und der neuen Welt, findet man bald mehr, bald weniger Spuren dieser Sitte, die entweder das Andenken irgend eines Ortes, oder einer Handlung, oder auch den Begriff von Verschönerung des Körpers beabsichtigt. Unter allen bekannten Nationen der Erde hat aber wohl keine die Kunst der Punktirung zu einem so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, als die Bewohner der *Marquesas*- oder *Washington*-Inseln.⁴⁰

Im Gegensatz zu Bougainville identifiziert Langsdorff die Tätowierung nicht als Kennzeichen »primitiver Kultur«. Vielmehr nennt er als erstes Beispiel zeitgenössische Europäer (während er die von Caesar und anderen antiken Quellen beschriebenen, ganzkörperätowierten Bewohner Britanniens unerwähnt lässt). Durch seinen Verweis

39 Langsdorff, *Bemerkungen auf einer Reise*, Bd. I, S. 99.

40 Ebd., S. 99f.

auf Pilger und Matrosen antizipiert er Argumente der jüngeren Forschung, ohne allerdings genauer auf diese Fälle einzugehen. So bleibt offen, ob Langsdorff impliziert, unter »den Matrosen beynahe aller Nationen Europa's« seien Tätowierungen bereits vor den letzten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts verbreitet gewesen, oder ob er an dieser Stelle schlichtweg übersieht, dass hier eben *doch* ein »Berührungspunkt« bestand: die Südseeschiffahrt und der erste tätowierte Seemann.



Abb. 3: »Ein Bewohner der Insel Nukahiuwa«⁴¹

Wie der Ethnologe Alfred Gell in seiner bereits erwähnten Studie *Tattooing in Polynesia* betont, war die polynesische Kunst des Tätowierens auf den sechs Marquesas-Inseln in der Tat am weitesten fortgeschritten – nicht nur, was die Anzahl und individuelle Komplexität der Motive betraf, sondern auch, was den Umfang der Tätowierungen auf dem Körper anging.⁴² Beide Geschlechter waren tätowiert, wobei Männer die ausschließlich auf den Marquesas anzutreffenden Ganzkörper-Tätowierungen trugen (vgl. Abb. 3). Für diese Praktik gab es einen eigenen Ausdruck: *patu tiki*, was Gell mit »wrapping in images«, »in Bilder einhüllen«, übersetzt.⁴³ Frauen waren weniger stark tätowiert (vgl. Abb. 4); die Tätowierungen beschränkten sich bei ihnen auf Extremitäten (vor allem Hände, Füße und Oberschenkel) sowie Schultern, Hals, Lippen, Gesäßbacken und Geschlechtssteile, wo sie jeweils in kleinerer Dichte angebracht wurden als bei den Männern.

41 Unterschrift zum »Sicbent[e]n Kupfer« der deutschen Originalfassung von Langsdorffs *Bemerkungen auf einer Reise um die Welt*; die Abbildung selbst ist dem Reprint der englischen Übersetzung von 1813 entnommen: Langsdorff, *Voyages and Travels*, Bd. I, zw. S. 116 und 117.

42 Vgl. Gell, *Wrapping in Images*, Kap. 4; hier S. 163.

43 Ebd.; vgl. außerdem Ottino-Garanger/Ottino-Garanger, *Te Patu Tiki*.

Gemeinsam mit dem von Krusenstern selbst verfassten Reisebericht kommt Langsdorffs Buch die Bedeutung zu, die Aufmerksamkeit westlicher Beobachter gezielt auf die polynesische Tätowierung gelenkt zu haben. Darüber hinaus registrierten beide Texte den frühesten bekannt gewordenen Fall eines nach marquesanischer Sitte am ganzen Körper (und nicht nur, in Seemannsmanier, an Arm, Bein oder Brust) tätowierten Europäers. Bereits der erste »Wilde«, der ihnen bei Einfahrt der Schiffe in die Bucht entgegentrat, entpuppte sich als ein »Europäer, ganz nach hiesiger Landessitte entkleidet, und ausser einer schmalen Hüftsbinde entblößt«: »Ein englischer Matrose, der sich Roberts nannte, und der, Gott weiß, bey welcher Gelegenheit und durch welchen Zufall, hierhergekommen war, stand vor uns und versicherte, indem er so ziemlich gut englisch sprach, diese Insel schon seit mehreren Jahren bewohnt zu haben.«⁴⁴



Abb. 4: »Portrait einer Frau aus Nukahiuwa«⁴⁵

Wie wir heute wissen, verbirgt sich hinter dem Namen »Roberts« der ehemalige Seemann Edward Robarts, der im Dezember 1797 von einem Walfangschiff desertiert war und bis Februar 1806 auf den Marquesas lebte.⁴⁶ »[W]ir waren nicht wenig erstaunt«,⁴⁷ sagt Langsdorff über diese unerwartete Begegnung. Bei aller Verwunderung der Reisenden ist die Geschichte Robarts' aber keineswegs singulär, denn Matrosen, die unfreiwillig (etwa infolge eines Schiffbruchs) oder freiwillig (als Meuterer oder Deserteure) vom

44 Langsdorff, *Bemerkungen auf einer Reise*, Bd. I, S. 77.

45 Krusenstern, *Reise um die Welt*, S. 33.

46 In Kalkutta verfasste Robarts später ein Tagebuch, das inzwischen als Manuskript in der schottischen Nationalbibliothek in Edinburgh wiedergefunden und 1974 von dem Ethnologen Greg Denning in Buchform publiziert wurde. Robarts, *The Marquesan Journal*.

47 Langsdorff, *Bemerkungen auf einer Reise*, Bd. I, S. 77.

Rest der Mannschaft getrennt wurden und daraufhin alleine oder in Gruppen unter Eingeborenen lebten, waren seit Aufkommen der Handelsschiffahrt im Pazifik immerhin so häufig, dass ein eigener Begriff für sie geprägt wurde: *beachcombers*.

Wie der Ethnologe H.E. Maude – der 1968 Pionierarbeit zum Thema *beachcombing* leistete⁴⁸ – zeigt, lassen sich, so unterschiedlich die Ausgangskonstellationen waren und so unterschiedlich die Einzelschicksale verliefen, verschiedene Übereinstimmungen zwischen den überlieferten Fällen beobachten. Die wichtigste betrifft die einzigartige Bindung an die indigene Gesellschaft, ohne die der *beachcomber* nicht überleben konnte.⁴⁹ Bei allen Gefahren, so Maude, durften sich Europäer und Amerikaner fast auf jeder Insel eines freundlichen Empfanges sicher sein, auch wenn die – meist berechnete – Furcht vor Geschlechtskrankheiten sowie das für die Gastfreundschaft nicht eben förderliche Gebaren vieler Seeleute zu Einschränkungen der allgemeinen Offenheit führen konnten. Bereits lange vor der Ankunft der ersten Europäer hatten viele polynesishe und mikronesische Inseln Austausch untereinander gehabt und Immigranten, gewöhnlich durch Adoption oder Einheirat, aufgenommen.⁵⁰ Auf ähnliche Weise wurden *beachcombers* in die soziale Gemeinschaft integriert. Sie waren, wie der Engländer Robarts, im Stile der Eingeborenen gekleidet, auch wenn dies nur von den wenigsten Gemeinschaften ausdrücklich zu einer Bedingung gemacht wurde. Fast überall bestand dagegen der Zwang, oder doch ein erheblicher Druck, sich nach einheimischer Sitte tätowieren zu lassen. Zugleich waren der Integration deutliche Grenzen gesetzt. Von gewissen religiösen Praktiken blieb der *beachcomber* ausgeschlossen. Die Folge war eine »peculiar position [...], in yet out of the indigenous society«,⁵¹ wie Maude anmerkt.

In Anbetracht des von Maude beschriebenen »beachcombing boom«⁵² im 19. Jahrhundert überrascht es weniger, dass die Krusenstern-Expedition auf Nuku Hiva nicht nur die Bekanntschaft eines Engländers machte, sondern zugleich auch von der Gegenwart eines weiteren Europäers auf der Insel erfuhr. Wie Robarts den Reisenden berichtete, hielt sich neben ihm noch ein Franzose mit Namen Jean-Baptiste Cabri auf Nuku Hiva auf. Gemeinsam war beiden Europäern, dass sie bereits seit einigen Jahren auf den Marquesas lebten. Beide, insbesondere aber der Franzose, vermochten es, sich

in der einheimischen Sprache auszudrücken, wobei Cabri das Französische fast vollkommen verlernt hatte (lediglich ein wiederholtes »me parler françois« verriet Langsdorff zufolge seine Nationalität⁵³). Der Franzose war in Langsdorffs Augen bereits »so sehr verwildert [...], daß zwischen ihm und den Eingebornen, in Absicht seiner Sitten, seiner Lebens- und [...] seiner Denkungsart sehr wenig Unterschied Statt fand«.⁵⁴ Er schwamm so gut wie die anderen Insulaner, hatte die Tochter eines niederen Häuptlings geheiratet und lebte nicht nur mit der Familie seiner Frau in einem vertrauten Verhältnis. Zudem war er an verschiedenen Stellen – auch im Gesicht – tätowiert, was die Russen dazu veranlasste, ihn auf der hier gezeigten, oft reproduzierten Abbildung zu verewigen (Abb. 5). Der Kupferstich von Alexander Orlovski, nach einer Zeichnung Wilhelm Gottlieb Tilesius' von Tilenau, zeigt Cabri in der Pose eines »Schleuderers«.



Abb. 5: »Bildniß des auf der Insel Nukahiwa gefundenen und verwilderten Franzosen, Jean Baptiste Cabri, als Schleuderer vorgestellt«⁵⁵

1817 wurde in Genf ein offenbar von Cabri selbst verfasster Bericht über seinen neun-jährigen Aufenthalt auf den Marquesas gedruckt.⁵⁶ Er ist, wie Langsdorffs Buch, zu einer der wenigen – und daher wertvollen – schriftlichen Quellen zur sozialen Bedeutung der marquesanischen Tätowierung geworden, deren systematische ethnographische Erforschung erst begann, nachdem Missionare und Kolonialisten bereits jahrzehntelang ihre

48 Vgl. das Kapitel »Beachcombers and Castaways« in Maude, *Of Islands and Men*, S. 134–177. Auf diese nach wie vor unverzichtbare Studie sind inzwischen weitere Arbeiten aus Ethnologie und Literaturwissenschaft gefolgt: Denning, *Islands and Beaches*, v.a. S. 95–124 und S. 129–156; Edmond, *Representing the South Pacific*, S. 63–97; Smith, *Literary Culture and the Pacific*, S. 18–52; sowie Lamb/Smith/Thomas (Hg.), *Exploration & Exchange*, S. 117–269 (mit Auszügen aus Texten ehemaliger *beachcombers*). Zum Thema *beachcombers* und Tätowierung vgl. außerdem White, »Marks of Transgression«, in: Thomas u. a. (Hg.), *Tattoo*.

49 Vgl. Maude, *Of Islands and Men*, S. 135.

50 Vgl. ebd., S. 148ff.

51 Ebd., S. 163.

52 Ebd., S. 137.

53 Vgl. Langsdorff, *Bemerkungen auf einer Reise*, Bd. I, S. 85.

54 Ebd.

55 Unterschrift zum »Sechst[n] Kupfer« der deutschen Originalfassung von Langsdorffs *Bemerkungen auf einer Reise um die Welt*; die Abbildung selbst ist dem Reprint der englischen Übersetzung von 1813 entnommen: Langsdorff, *Voyages and Travels*, Bd. I, zw. S. 96 und 97.

56 »Précis historique et véritable du séjour de J.th Kabris, natif de Bordeaux, dans les Îles de Mendoça [...], in Auszügen abgedruckt in: Ottino-Garanger/Ottino-Garanger, *Te Patu Tiki*, S. 150.

Ausrottung betrieben hatten. Als Karl von den Steinen 1897 im Auftrag des Berliner Museums nach Nuku Hiva kam, um für sein monumentales Werk *Die Marquesaner und ihre Kunst* zu forschen, war dies, wie er selbst in seinem Vorwort beklagte, »[e]in halbes Jahrhundert zu spät!«⁵⁷ Bis heute bleibt die Ethnologie auf Texte von und über *beachcombers* angewiesen, möchte sie die kulturelle Semantik der marquesanischen Tätowierung vor der Kolonialisierung der Inseln rekonstruieren.⁵⁸ In seinem autobiographischen Bericht, der in dieser Hinsicht sehr einschlägig ist, behauptet Cabri, die ersten zwei Tätowierungen in Anschluss an seine Heirat mit einer Häuptlingstochter erhalten zu haben, von seinem Schwiegervater, dem »König«,⁵⁹ selbst. Beide Tätowierungen wurden im Gesicht und auf Höhe der Augen angebracht: Eine »Viertelmaske« in der linken Gesichtshälfte kennzeichnete laut Cabri seinen neuerworbenen Status als Schwiegersohn des Stammesführers (und folglich seine Aufnahme in dessen Familie), während ihm eine Sonne auf den Lidern des rechten Auges »den Titel eines Richters«⁶⁰ zuwies (und somit, auf den ersten Blick sichtbar, seine Integration in die soziale Hierarchie signalisierte). Im Anschluss an diesen ersten, äußerst schmerzhaften Eingriff wurde Cabri einem anderen Insulaner übergeben, der sich über drei Tage hinweg seines restlichen Körpers annahm. Nach Verstreichen der üblichen Genesungszeit nahm Cabri bei einem Überfall auf die Insel Tahuata teil, bei dem er sich durch kriegerisches Geschick auszeichnen konnte. Als Belohnung für den gelungenen Raub einer Piroge (mitsamt deren zehnköpfiger Besatzung) wurde Cabri nach eigenem Bekunden zum »Vizekönig der Insel« und »Hauptmann« der königlichen »Garde« ernannt, woraufhin ihm sein Schwiegervater – als besonderes Zeichen der Würde – einen »Brustharnisch (*plastron*)«⁶¹ auf die rechte Brust tätowierte, wie ihn der Häuptling selbst in größerem Umfang auf dem Bauch und sein Sohn (als Kandidat für die Nachfolge) auf der linken Brust trug.

Cabris Bericht bestätigt den von europäischen und amerikanischen Beobachtern immer wieder vermuteten Zusammenhang zwischen dem Umfang der Tätowierungen auf dem Körper und dem gesellschaftlichen Rang. Eine solch einseitige Deutung greift laut Alfred Gell jedoch zu kurz. Seine Studie vertritt die These, dass die marquesanische Tätowierung zwar durchaus die früh erkannte Bedeutung als Statussymbol oder, genauer, Kennzeichen des sozialen Prestige hatte, dass sie aber zugleich eine Herabsetzung bedeutete. Gell beschreibt diesen Zusammenhang als »admixture of honour and

degradation.«⁶² Wie er erläutert, gründete der Sonderstatus der Häuptlinge auf den Marquesas-Inseln weder in religiöser Autorität (von der er im Gegenteil losgekoppelt war), noch beruhte er allein auf Erbfolge. Der Stammesführer – dessen Einflussgebiet sich für gewöhnlich nicht auf eine ganze Insel erstreckte, wie Cabri suggeriert, sondern zumeist auf ein einzelnes Tal – war vielmehr auf Allianzen angewiesen, die per Heirat und Adoption geschlossen wurden, und musste sich als Anführer und Ernährer bewähren: durch militärische Erfolge in den fortwährenden Scharmützeln mit befeindeten Stämmen einerseits, durch die Versorgung des eigenen Gefolges in Zeiten der Hungersnot andererseits.⁶³ Der Besitz von Schweinen, vor allem aber der Vorrat an der in Erdlöchern aufbewahrten, aus Brotfrüchten hergestellten Speise *popoi* war in Dürreperioden überlebenswichtig. In seiner privilegierten Machtposition hatte der Häuptling die Pflicht, einen elitären Zirkel zu verköstigen, der dadurch zwar an sozialem Status und an Macht gewann, sich aber zugleich auch an den Häuptling band und seiner Führung unterwarf.⁶⁴ Die bei dieser Gelegenheit angefertigten Tätowierungen, so Gell, signalisierten dementsprechend sowohl den Zugang zu Macht und Reichtum als auch die Tatsache, dass dieser Zugang durch Abhängigkeit erworben wurde. Sie standen für »honourable degradation«,⁶⁵ was Gell mit der für Gesichtstätowierungen benutzten Fäkalsprache zu belegen versucht, wie sie Karl von den Steinen dokumentiert hat.⁶⁶ Eine Bestätigung dieser These findet sich auch in Langsdorffs Reisebericht, wo es heißt: »[...] Roberts, bey dem man nur allein ein kleines Viereck, etwa sechs Zoll lang und vier Zoll breit, auf der Brust punktirt sah, versicherte, daß er sich niemals zu der Zierde dieses Brustschildes würde verstanden haben, wenn ihn nicht die im vorigen Jahr hier herrschende Hungersnoth gezwungen hätte, sich unter die Zahl der 26 Tischgenossen aufnehmen zu lassen, die Kätänuäh (das Oberhaupt des Thals Tiohai) damals ernährte, und ihnen das Leben fristete.«⁶⁷ Laut Langsdorff signalisierte auch Cabris »schwarzblaues (tatuirtes) Auge« seine Mitgliedschaft in einer »Schmausgesellschaft«,⁶⁸ woraus hervorgeht, dass es womöglich eine weitaus weniger ehrenvolle Bedeutung hatte als Cabri selbst behauptete.

Vor diesem Hintergrund ist von besonderem Interesse, welchen *Bedeutungswandel* Cabris Tätowierungen vollzogen, als er den Kontext verließ, in dem sie seine Bindung an seinen Schwiegervater und Ernährer signalisierten und ihm einen Platz in der loka-

62 Gell, *Wrapping in Images*, S. 204.

63 Vgl. ebd., S. 165–170.

64 Vgl. hierzu auch ebd., S. 204.

65 Ebd., S. 207.

66 Vgl. ebd., S. 204–206, sowie Steinen, *Die Marquesaner und ihre Kunst*, S. 110–112.

67 Langsdorff, *Bemerkungen auf einer Reise*, Bd. 1, S. 104.

68 Ebd.

57 Steinen, *Die Marquesaner und ihre Kunst*, »Vorwort« (o.S.).

58 Vgl. Gell, *Wrapping in Images*, Kap. 4, sowie Ottino-Garanger/Ottino-Garanger, *Te Patu Tiki*.

59 Zit. n. Ottino-Garanger/Ottino-Garanger, *Te Patu Tiki*, S. 150 (Übers. MCF).

60 Ebd. (Übers. MCF).

61 Ebd. (Übers. MCF).

len Hierarchie zuweisen. Auch dieser Bedeutungswandel lässt sich aus dem verfügbaren Quellenmaterial rekonstruieren. Denn am Ende des Aufenthaltes der russischen Expedition reiste nicht etwa der weniger stark akkulturierte Robarts mit Krusenstern zurück, sondern ausgerechnet Cabri.⁶⁹ Aus Langsdorffs Erläuterung zum obigen Porträt (Abb. 5) geht hervor, dass Cabri, nachdem man ihn in Russland abgesetzt hatte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Offensichtlich befriedigte er eine exotistische Schaulust. So führte er in Moskau und Petersburg auf der Bühne die Tänze der marquesanischen Eingeborenen vor, bis seine Karriere eine unerwartete Wende nahm: Cabri in der Südsee erworbenen Fähigkeiten als Schwimmer verschafften ihm vorübergehend eine Stelle als Schwimmtrainer von Marinekadetten in Kronstadt. Laut Langsdorff konnte sich Cabri sehr schnell wieder in seiner Muttersprache ausdrücken, während er die Landessprache von Nuku Hiva bald fast vollkommen verlernt hatte.



Abb. 6: »Joseph Kabris, Natif de Bordeaux, vice-Roi et Grand Juge des Iles de Mendoc«⁷⁰

Die Ethnologen Karl von den Steinen und Greg Dening haben noch einige weitere Fakten aus dem Leben Cabris eruiert.⁷¹ Demnach weckte der tätowierte Franzose das Interesse von Wissenschaftlern und war auch im Adel als Kuriosität beliebt. Er wurde sowohl Ludwig XVIII. als auch Friedrich Wilhelm III. vorgeführt. Sein Leben unter den Reichen und Mächtigen nahm jedoch ein Ende, nachdem er über die Jahrmärkte

Mitteleuropas nach Frankreich zurückgekehrt war – wo er zur Kirmes-Attraktion verkam. Bei von den Steinen findet sich eine Abbildung aus Cabris Variété-Zeit (Abb. 6). Sie zeigt, dass Cabris Tätowierungen in Europa noch vervollständigt worden waren und er sich darüber hinaus mit Requisiten ausgestattet hatte, die der exotistischen Schaulust seiner Zeitgenossen entgegenkamen – auch wenn man Straußenfedern, wie sie Cabris Kopf zieren, auf den Marquesas ebenso vergeblich suchen würde wie das hier von ihm getragene Röckchen. Als Selbstdarsteller auf Bühnen und Jahrmärkten ist Cabri der erste tätowierte »Freak« in einer langen Reihe von Zirkusnummern mit ganzkörper-tätowierten Männern und Frauen, die bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts reicht.⁷² Die Integration in die heimische Gesellschaft war für den Rückkehrer Cabri schlussendlich offenbar schwerer als seinerzeit die in einen fremden marquesanischen Stamm – oder, wie Dening es ausdrückt: »the return was more costly than the venture.«⁷³ Im Europa des frühen 19. Jahrhunderts war Cabri durch seine umfangreichen Tätowierungen eindeutig (und irreversibel) als ein Grenzgänger stigmatisiert, der den Gepflogenheiten der eigenen Kultur vorübergehend abtrünnig geworden war und der von diesem Fehltritt für immer gezeichnet bleiben sollte. Da Cabri die Spuren des Fremdeinflusses unübersehbar an seinem Leib – und sogar in seinem Gesicht – trug, blieb er ein Fremdkörper im wahrsten Sinne des Wortes: Als er 1818 oder 1822 in Valenciennes starb, wurde erwogen, seiner Leiche die Haut abzuziehen, um diese zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen aufzubewahren. War zu Lebzeiten der einzige Ort für den Ganzkörper-tätowierten der Rummelplatz, am Rande der Gesellschaft, aber dennoch zugänglich für die neugierigen Blicke der Betrachter, sollte nach seinem Tod seine Haut in einem Museum ausgestellt werden und somit weiterhin als Kuriosität sichtbar bleiben.

Die Gesichtstätowierung als Stigma

Während Alfred Gells These vom polynesischen Ursprung des Tätowierens im Westen in der jüngeren Forschung Widerspruch erfahren hat, ist ein anderer, für Gells Studie letztlich zentralerer Punkt kaum von der Hand zu weisen: Die Tätowierung war im 19.

69 Wie Langsdorff berichtet, war Cabri vor Aufbruch zu lange an Bord geblieben und hatte schließlich, als ein Unwetter seine Rückkehr an Land verunmöglichte und eine sofortige Abfahrt der Schiffe erforderte, mitreisen müssen. Vgl. ebd., S. 163.

70 Steinen, *Die Marquesaner und ihre Kunst*, S. 42.

71 Vgl. Steinen, *Die Marquesaner und ihre Kunst*, S. 43; Dening, »Introduction«, in: Robarts, *Journal*, S. 7–9; Dening, *Islands and Beaches*, S. 112f.

72 Ähnlich erging es dem 1835 aus dem Pazifik in die USA zurückgekehrten amerikanischen *beachcomber* James O'Connell, der sich als »The Tattooed Man« einen Namen machte und im Zirkus auftrat (vgl. Smith, *Literary Culture and the Pacific*, S. 51). Wie Alan Govenar zeigt, hatte die Tätowierung in den USA noch bis ins 20. Jahrhundert einen festen Ort im Zirkus. So trat der Tätowierkünstler und ehemalige Seemann Gus Wagner mit seiner am ganzen Körper tätowierten Frau Anfang des 20. Jahrhunderts in Zirkussen und auf Volksfesten auf; ihm folgten andere, bis die Praktik des Tätowierens gegen Mitte des Jahrhunderts so gängig war, dass sie nicht mehr zur Zirkusattraktion reichte. Vgl. Govenar, »The Changing Image of Tattooing«, in: Caplan (Hg.), *Written on the Body*, S. 217 und 222–226. Vgl. außerdem das Kapitel »Jahrmärkte« in Oettermann, *Zeichen auf der Haut*, S. 75–102, sowie das Kapitel »The Circus« in Gilbert, *Tattoo History*, S. 139–148.

73 Dening, *Islands and Beaches*, S. 149.

Jahrhundert untrennbar assoziiert mit Alterität. Neben einem Merkmal des ethnisch Anderen blieb sie vorwiegend ein »Klassen«-Kennzeichen marginalisierter Gruppen; sie war Teil europäischer und amerikanischer Subkultur.⁷⁴ Außer bei Seeleuten waren Tätowierungen bei Soldaten und Kriminellen häufig. Doch auch im Adel wurde mit der Eröffnung von Tätowierstudios die Körperbemalung zur beliebten Modeerscheinung⁷⁵ – einer der prominentesten Tätowierten war König Edward VII.⁷⁶ –, eine Tatsache, die Gell nicht berücksichtigt, wohl weil sich seine Analyse zu stark auf die Arbeiten des italienischen Kriminalanthropologen Cesare Lombroso bezieht.

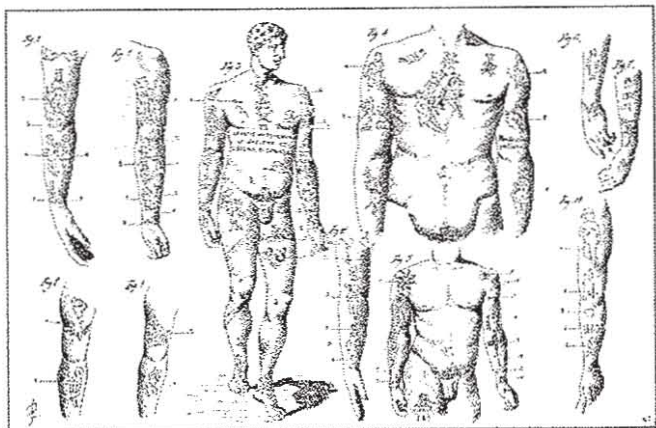


Abb. 7: »Tatuaggi di delinquentini«⁷⁷

In Lombrosos erstmals 1876 erschienenem, später mehrfach neu aufgelegtem und übersetztem Buch *Der Verbrecher* heißt es, die »Sitte des Tätowirens« sei in Italien »nur unter den niedersten Ständen, bei Bauern, Matrosen, Hirten, Handarbeitern, Soldaten, weit mehr indes unter der *Verbrecherklasse* verbreitet«; bei der Letzteren sei sie »so häufig, dass sie für die gerichtliche Anatomie zu einem *neuen, spezifischen* Merkmale

74 Dies trifft in Gells Augen bis heute zu (der Einzug des Tätowierens in die *mainstream*-Kultur bleibt in der entsprechenden Passage seiner Studie unerwähnt); er schreibt: »Grossly speaking, tattooing [...] [is] characteristic of (1) preliterate societies, (2) repressed or marginalized minorities within more complex state systems.« Weiter unten fügt er hinzu: »Tattooing in the West is characteristic of marginal subcultures, especially those which suffer repression (e.g. criminals, common soldiers and sailors, lunatics, prostitutes, and so on).« Gell, *Wrapping in Images*, S. 18 und 19.

75 James Bradley spricht gar von »tattoo craze« unter englischen Adeligen um 1900. Vgl. Bradley, »Body Commodification?«, in: Caplan (Hg.), *Written on the Body*, S. 145f.

76 Vgl. Gilbert, *Tattoo History*, S. 103.

77 Lombroso, *L'uomo delinquente*, Tav. LXVIII.

geworden ist.«⁷⁸ Insofern das Tätowieren für Lombroso Kennzeichen des »Menschen im rohen, im Urzustand«⁷⁹ ist, beweisen die Tätowierungen europäischer Delinquenten in seinen Augen die atavistische Anlage des »geborenen Verbrechers«, der sich laut Lombrosos Theorie durch einen biologischen Determinismus vom »normalen« (sprich: gesunden) Menschen unterscheidet. Lombroso schreibt: »[D]er erste, allererste Grund für die Verbreitung dieses Gebrauches ist der Atavismus, d.h. die Tradition, da das Tätowieren ein besonderer Charakter des Urmenschen und des Menschen im wilden Zustande ist.«⁸⁰ Beim Verbrecher taucht die Tätowierung demnach als archaisches Merkmal (wieder) auf, als Spur des »Primitiven«, das der Europäer einmal war – und die Nicht-Europäer heute noch sind.

Dieser Argumentation schloss sich im frühen 20. Jahrhundert auch der österreichische Architekt Adolf Loos an, dessen erklärtes Ziel es war, »die Menschheit vom überflüssigen ornament [zu] befrei[en]«. ⁸¹ In seinem wohl bekanntesten Text, »Ornament und Verbrechen«, ⁸² beschrieb Loos die Tätowierung 1908 als eine für den modernen Menschen schlicht nicht mehr angemessene, atavistische Erscheinung. Die entsprechende Passage liest sich heute wie gewollter, avantgardistischer Nonsense:

Das Kind ist unmoralisch. Der papua ist es für uns auch. Der papua schlachtet seine feinde ab und verzehrt sie. Er ist kein verbrecher. Wenn aber der moderne mensch jemanden abschlachtet und verzehrt, so ist er ein verbrecher oder ein degenerierter. Der papua tätowiert seine haut, sein boot, sein ruder, kurz alles was ihm erreichbar ist. Er ist kein verbrecher. Der moderne mensch, der sich tätowiert, ist ein verbrecher oder ein degenerierter. Es gibt gefängnisse, in denen achtzig prozent der häftlinge tätowierungen aufweisen. Die tätowierten, die nicht in haft sind, sind latente verbrecher oder degenerierte aristokraten.⁸³

Interessanterweise ist in Lombrosos Abbildungen tätowierter Delinquenten keine Gesichtstätowierung zu finden (vgl. Abb. 7). Obwohl die Praktik des Tätowierens in Europa, wenn auch unter anderem Namen, bereits vor James Cook bekannt war und obwohl sie sich nach dem europäisch-polynesischen Kulturkontakt sowohl in Europa als auch in den USA ausbreitete, war die marquesanische Gesichtstätowierung demnach unweigerlich als Fremdmarkierung erkennbar.

78 Lombroso, *Der Verbrecher*, S. 254.

79 Ebd., S. 253.

80 Ebd., S. 269.

81 Loos, »Vorwort«, in: *Trotzdem* (o.S.).

82 Ebd., S. 79–92.

83 Ebd., S. 79.

Genau in diesem Sinne fiktionalisiert sie das Erstlingswerk des amerikanischen Autors Herman Melville, der 1841 an Bord des Walfangschiffes *Acushnet* die Marquesas-Insel Nuku Hiva erreichte. Hier desertierte er – vierzig Jahre nach Cabri – gemeinsam mit einem zweiten Matrosen, um den menschenunwürdigen Zuständen an Bord zu entkommen.⁸⁴ Die Männer flüchteten sich ins Landesinnere, wo sie vom Stamm der Taipi aufgenommen wurden. Als Melvilles Begleiter wenig später in Richtung Küste loszog, um seinem Weggefährten Medikamente für dessen auf mysteriöse Weise erkranktes Bein zu besorgen, und nicht wiederkehrte, blieb Melville alleine zurück. Aus den vier Wochen, die er als *beachcomber* auf Nuku Hiva verbrachte, werden in seinem 1846 erschienenen Roman *Typee. A Peep at Polynesian Life* ganze vier Monate, und dies ist nicht die einzige dichterische Freiheit, die sich der Autor nimmt. Dessen ungeachtet wurde das Buch zunächst als authentischer Bericht rezipiert, wie zeitgenössische Rezensionen belegen.⁸⁵ Bei aller fiktionaler Ausschmückung kann auch durchaus von einem »ethnologischen Realismus« gesprochen werden, wenn sich dieser auch weniger Melvilles teilnehmender Beobachtung verdankt als vielmehr seinem Quellenstudium. Wie Charles Roberts Anderson materialreich nachgewiesen hat, beruhen die ethnographischen Beschreibungen, die einen beträchtlichen Teil des Textes ausmachen, weitgehend auf Berichten anderer Autoren, von denen Melville ganze Passagen paraphrasierte, umschrieb und parodierte.⁸⁶ Dazu gehört – neben den von Melville selbst im ersten Kapitel genannten Büchern David Porters (1815), Charles Stewarts (1831) und William Ellis' (1833) – mit großer Wahrscheinlichkeit auch der Reisebericht Langsdorffs, der bereits 1813 in englischer Übersetzung erschienen war.⁸⁷

Melvilles heutiger Status als Klassiker der Weltliteratur hat ihn zu dem mit Abstand bekanntesten *beachcomber* gemacht, obgleich er in mancherlei Hinsicht ein uncharakteristischer Vertreter dieses Typus ist. So handelt es sich bei dem stilistisch brillanten Autor um einen »very uncommon common sailor«,⁸⁸ wie schon ein englischer Kritiker nach Erscheinen des Buches in der *Times* bemerkte. Der junge New Yorker aus einer zwar verarmten, aber mit einem stolzen Stammbaum ausgestatteten *gentry*-Familie markiert in seinem Roman deutlich, dass er als abenteuerlustiger Gelegenheitsmatrose nicht zum Stand des gemeinen Seemanns gehört: Melville präsentiert sich gleichsam als »gentleman-beachcomber«. ⁸⁹ Ein weiterer wesentlicher Unterschied besteht darin,

dass Melvilles fiktionales *alter ego* »Tommo« nie die Absicht hat, langfristig auf der Insel zu verweilen oder gar, Cabri nacheifernd, zum »Vizekönig« aufzusteigen. Er ist eher, mit einer etwas anachronistischen Bezeichnung gesagt, ein Erlebnistourist, der zwar den einheimischen Brotfruchtbrei – nach anfänglichem Zögern – genießen kann und sogar rohen Fisch isst, der aber seine Matrosenkleider nach eigener Auskunft nur ablegt, um sie für die Rückkehr zu seinen Landsleuten zu schonen. »When at Rome do as the Romans do, I held to be so good a proverb, that being in Typee I made a point of doing as the Typees did«, ⁹⁰ erklärt Melvilles Erzähler, der auch das Bade- und Paddelvergnügen mit »river-nymphs« ⁹¹ und vor allem seiner einheimischen Gefährtin Fayaway nicht verschweigt.

Eine scharfe Abgrenzung vollzieht Tommo jedoch gegenüber der Praktik des Tätowierens, über die er sich zumeist abfällig äußert. Die umfangreichen Tätowierungen der männlichen Taipi bezeichnet er immer wieder als »Makel« (»blemish«), der im günstigsten Fall einen lächerlichen oder grotesken Effekt hat, weitaus häufiger aber abstoßend und abscheulich aussieht.⁹² Auffällig ist, dass solche negativen Äußerungen immer in Bezug auf Männer fallen. Die weiblichen Tätowierungen erscheinen Tommo weniger störend, da sie bei jungen Frauen wie Fayaway nur auf Schultern und Lippen zu finden seien und sich auch später auf Füße und Hände beschränkten.⁹³ Betrachtet man die betreffenden Textstellen genauer, fällt darüber hinaus auf, dass sich Tommos abschätzige Betrachtungen ausschließlich auf solche Männer beziehen, die auch im *Gesicht* tätowiert sind. So zeichnet sich der schöne Marnoo, den Tommo in einer erotisch aufgeladenen Beschreibung als den polynesischen Apollo vorführt, nicht zuletzt durch das Fehlen einer Gesichtstätowierung aus: »His cheek was of a feminine softness, and his face was free from the least blemish of tattooing, although the rest of his body was drawn all over with fanciful figures.«⁹⁴

Vielsagend ist in diesem Zusammenhang, an welcher Stelle das Thema der Gesichtstätowierung in Melvilles Roman das erste Mal auftaucht. Vor dem ersten Landgang seiner Mannschaft berichtet der Kapitän vom Schicksal einiger Deserteure, womit er seine Crew offensichtlich von ähnlichen Eskapaden abhalten will. Seine Geschichte entspricht verschiedenen überlieferten Fällen:

84 Zu den Zuständen an Bord von Walfangschiffen zu Melvilles Zeiten vgl. Pechmann, *Herman Melville*, S. 41–46.

85 Vgl. die Zusammenstellung zeitgenössischer Kritiken des Romans in Branch, *Melville*, S. 53–89.

86 Vgl. Anderson, *Melville in the South Seas*, Kap. v–viii.

87 Melvilles Onkel John De Wolf II. war persönlich mit Langsdorff bekannt, und Melville erwähnt »Langsdorff's Voyages« in Kapitel 45 seines 1851 erschienenen Romans *Moby Dick*. Vgl. ebd., S. 15f.

88 Zit. n. Branch, *Melville*, S. 78.

89 Herbert, *Marquesan Encounters*, S. 158.

90 Melville, *Typee*, S. 209.

91 Ebd., S. 131.

92 Häufiger als die Adjektive »ludicrous« und »grotesque« (ebd., S. 7f. und S. 134) taucht in diesem Zusammenhang der Begriff »hideous« auf (ebd., S. 83, 86, 92, 218 und 236). Siehe – gewissermaßen als Steigerung dieser negativen Darstellungen – außerdem die Beschreibung von »five hideous old wretches, on whose decrepit forms time and tattooing seemed to have obliterated every trace of humanity« (ebd., S. 92).

93 Vgl. ebd., S. 86 und S. 190.

94 Vgl. ebd., S. 136.

There was the old Dido, she put in here about two years ago, and sent one watch off on liberty; they never were heard of again for a week – the natives swore they didn't know where they were – and only three of them ever got back to the ship again, and one with his face damaged for life, for the cursed heathens tattooed a broad patch clean across his figure-head.⁹⁵

Erst nachdem er den lebenslangen Schaden erwähnt hat, den eine Gesichtstätowierung desertierten Matrosen zufüge, weist der Kapitän auf das Risiko hin, dass man auf der Insel auch dem Kannibalismus zum Opfer fallen könne. Die Gefahr der Tätowierung erscheint folglich als ein noch effektiveres Mittel zur Abschreckung als die Menschenfresserei.

In genau dieser Reihenfolge vollzieht sich auch Tommos Entfremdung von der zunächst als Rousseau'scher Naturzustand und Garten Eden verklärten Inselgesellschaft. Die Schlüsselszene ereignet sich, als er Zeuge der Tätowierung eines auf dem Rücken ausgestreckten alten Mannes wird, dessen Augenlider gerade in Arbeit sind. Wie bei Banks und Cook steht in Melvilles Beschreibung dieser Szene der – freiwillig erlittene – Schmerz im Vordergrund. Als der Tätowierer auf seinen Zuschauer aufmerksam wird und sogleich zu einer Tätowierung von dessen Gesicht übergehen will, gerät Tommo in Panik: »Horrified at the bare thought of being rendered hideous for life if the wretch were to execute his purpose upon me, I struggled to get away from him.«⁹⁶ Tommos Reaktion spiegelt das wider, was Julia Kristeva mit dem Konzept der *abjection* zu fassen versucht: »Il y a, dans l'abjection, une de ces violentes et obscures révoltes de l'être contre ce qui le menace et qui lui paraît venir d'un dehors ou d'un dedans exorbitant, jeté à côté du possible, du tolérable, du pensable. C'est là, tout près mais inassimilable. Ça sollicite, inquiète, fascine le désir qui pourtant ne se laisse pas séduire. Apeuré, il se détourne. Écœuré, il rejette.«⁹⁷ Betont wird nun die zweite in Tommos Augen erschreckende Eigenschaft der Tätowierung: ihre (vermeintliche) Unauslöschlichkeit. Das – außer für ihn selbst – für jeden sichtbare Bild in seiner Gesichtshaut müsste Tommo sein Leben lang behalten. Je mehr er dem Tätowierer begreifbar zu machen versucht, dass er keine Behandlung wünscht, desto mehr steigert er aber scheinbar dessen Verlangen, sich in seiner Kunst auszuzeichnen. Es folgt eine groteske Szene, in der Tommo – »half wild with terror and indignation«⁹⁸ – vor dem Tätowierer flüchtet, der mitsamt seinem Tätowierwerkzeug hinter ihm hereilt.

Tommo soll die charakteristischen Streifen erhalten, welche bei marquesanischen Männern wie Ringe um den Kopf gezogen wurden (auf Abb. 3 sehr deutlich zu erkennen) und die ihn beim Anblick des Eingeborenen Kory-Kory bezeichnenderweise an die Gitterstäbe eines Gefängnisfensters denken ließen.⁹⁹ Die Gesichtstätowierung würde Tommo einerseits an die Gesellschaft der Taipis binden, als Ausdruck der sozialen Verpflichtung und des Verlusts der individuellen Unabhängigkeit. Andererseits – und dieser Aspekt wird in *Typee* besonders betont – würde die Gesichtstätowierung in Tommos Augen eine Rückkehr zu seinen Landsleuten unmöglich machen. Denn anders als die einheimischen Kleider könnte er eine Gesichtstätowierung am Ende seines Aufenthalts nicht einfach wieder abstreifen. Melvilles Erzähler spricht wortspielerisch von einer Angst, das Gesicht zu verlieren: »[...] I now felt convinced that in some luckless hour I should be disfigured in such a manner as never more to have the face to return to my countrymen, even should an opportunity offer.«¹⁰⁰ Als seine Gastgeber nicht aufhören, ihn zu bedrängen, bietet er ein zweites Mal – vergeblich – einen Kompromiss an, indem er beide Arme vom Handgelenk bis zur Schulter zur Punktierung freigibt,¹⁰¹ was nach seiner Rückkehr in die Heimat nur einen sozialen Abstieg zu einem gewöhnlichen Seemann bedeuten würde (denn als solcher wäre er mit einer Armtätowierung gekennzeichnet). Die *Gesichtstätowierung* dagegen würde ihn auf eindeutige und unüberschbare Weise als kulturellen Fremdgänger stigmatisieren, dem eine soziale Reintegration nicht, oder nicht ganz, möglich wäre. So ist die bald darauf folgende »Entdeckung« des Kannibalismus der Taipi erzähl-dramaturgisch eigentlich gar nicht mehr notwendig, um Tommos Flucht zu rechtfertigen.

Was nach der Flucht geschieht, erzählt Melvilles zweiter Roman, *Omoo. Adventures in the South Seas* (1847), der mit der Aufnahme des Amerikaners auf einem englischen Walfangschiff einsetzt und von seinen weiteren *beachcomber*-Abenteuern auf Tahiti erzählt. Im siebten Kapitel dieses Romans kommt es zu einer Begegnung zwischen der Schiffsmannschaft und einem *beachcomber* vor der Marquesas-Insel La Dominica (Hiva Oa), in der alle Themen dieses Beitrags noch einmal in sehr plastischer Form auftauchen:

Soon after, the canoe came alongside. In it were eight or ten natives, comely, vivacious-looking youths, all gesture and exclamation; the red feathers in their head – bands perpetually nodding. With them also came a stranger, a renegado from Christendom and humanity – a white man, in the South Sea girdle, and tattooed in the face. A broad blue band stretched across his face from ear to ear, and on his forehead was the

95 Ebd., S. 34.

96 Ebd., S. 218.

97 Kristeva, *Pouvoirs de l'horreur*, S. 9.

98 Melville, *Typee*, S. 219.

99 Vgl. ebd., S. 83.

100 Ebd., S. 219 (Hervorh. vorhanden).

101 Vgl. ebd., S. 220.

taper figure of a blue shark, nothing but fins from head to tail. Some of us gazed upon this man with a feeling akin to horror, no ways abated when informed that he had voluntarily submitted to this embellishment of his countenance. What an impress! Far worse than Cain's – his was perhaps a wrinkle, or a freckle, which some of our modern cosmetics might have effaced; but the blue shark was a mark indelible, which all the waters of Abana and Pharpar, rivers of Damascus, could never wash out. He was an Englishman, Lem Hardy he called himself, who had deserted from a trading brig touching at the island for wood and water some ten years previous.¹⁰²

Wie weiter unten berichtet wird, ist Hardy mit einer »Prinzessin« verheiratet und ein mächtiger Mann, der, mit einer Muskete ausgestattet, den Status eines »Kriegsgottes« erlangt hat.¹⁰³ Die Bemalung seines Gesichts, nicht nur mit einem blauen Querstreifen, sondern auch mit einem Haifisch an besonders exponierter Stelle, der Stirn, ruft bei den Beobachtern auf dem Schiff eine Reaktion der Abscheu hervor (»a feeling akin to horror«). Abermals ist es der Aspekt des Unauslöschlichen, Ewigen, der an der Gesichtstätowierung – als »a mark indelible« – hervorgehoben wird. Die Passage beschreibt die Gesichtstätowierung als Abjekt, einen durch nichts zu beseitigenden Eingriff in die Identität, der die Grenze des Subjekts – seine Haut – als Fremdkörper stört und dadurch eine faszinierte Abscheu in den Betrachtern hervorruft. Dabei inszeniert die Passage die Tätowierung zugleich als eine Rückkehr des kulturell Verdrängten: Die antike Verwendung der Tätowierung als Stigma klingt hier ebenso an wie die christliche Tätowiertradition und das Bild des primitiven, tätowierten Ureinwohners Britanniens, zu dem der Engländer Hardy gewissermaßen regrediert ist. Sein kulturelles Überlaufen entspricht einem kulturrevolutionären Rückschritt zu vorzivilisatorischen kulturellen Praktiken. In hyperbolischer Emphase (aber auch mit unübersehbarer Ironie) behauptet Melvilles Ich-Erzähler, kein moderner Kosmetiker könne dieses überdeterminierte Zeichen beseitigen, kein Fluss es je wegwaschen. Verglichen wird der tätowierte Zivilisationsabtrünnige ausgerechnet mit dem Brudermörder Kain, der, dazu verdammt, »unstet und flüchtig [zu] sein auf Erden«, von Gott ein »Zeichen« erhielt, »daß ihn niemand erschläge, der ihn fände« (1. Mose 4, 12–15). Dabei erscheint die Gesichtstätowierung als Zeichen der Überschreitung, eine als »Rest« erhalten gebliebene Fremdmarkierung, die Hardy irreversibel als Zivilisationsabtrünnigen charakterisiert und einer Reintegration in die heimische Gesellschaft im Wege stehen würde. Tommos Bestreben in *Typee* ist es, seinen Ausflug in das exotisch-erotische Paradies der Südseeinsel möglichst ohne ein derartig sichtbares Stigma zu beenden. Von seinen Eskapaden soll kein Rest in dem in diesem Beitrag geschilderten dreifachen Sinne zurückbleiben.

102 Melville, *Omoo*, S. 22f.

103 Ebd., S. 23 (Übers. MCF).

Melvilles Romane dagegen werden wider Willen zu Restebewahrern. Durch ihre negative Fokussierung auf das Tätowieren schreiben sie die verdrängte Praxis mit viel Nachdruck wieder in das kulturelle Gedächtnis ein. Obgleich sie der Grenzmarkierung dient, verliert die Tätowierung dabei ihren differenzierenden Charakter. Denn wie Melville am Beispiel kultureller Überläufer zeigt, bedarf es nicht viel, das Andere in das Eigene zu verwandeln – bzw. zurückzuverwandeln: Auch als historische Spur erweist sich die Tätowierung als ein »unauslöschliches Zeichen«.

Literatur

- Anderson, Charles Roberts (1966), *Melville in the South Seas* [1939], 2. Aufl., New York.
- Assmann, Jan (1988), »Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität«, in: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt/M., S. 9–19.
- Bougainville, Louis-Antoine de (1982), *Voyage autour du monde par la frégate du Roi La Boudeuse et la flûte L'Étoile* [1771], hg. v. Jacques Proust, Paris.
- Bradley, James (2000), »Body Commodification? Class and Tattoos in Victorian Britain«, in: Jane Caplan (Hg.), *Written on the Body. The Tattoo in European and American History*, London, S. 136–155.
- Branch, Watson G. (1974), *Melville. The Critical Heritage*, London/Boston.
- Caplan, Jane (2000), »Introduction«, in: dies. (Hg.), *Written on the Body. The Tattoo in European and American History*, London, S. xi–xxiii.
- Cook, James (1968), *The Journals of Captain James Cook on His Voyages of Discovery*, Bd. 1: *The Voyage of the Endeavour, 1768–1771*, hg. v. J.C. Beaglehole, Cambridge.
- Dening, Greg (1974), »Introduction«, in: Edward Roberts, *The Marquesan Journal of Edward Roberts, 1797–1824*, hg. v. Greg Dening, Honolulu, S. 1–29.
- Dening, Greg (1980), *Islands and Beaches. Discourse on a Silent Land. Marquesas 1774–1880*, Chicago.
- Douglas, Bronwen (2005), »Cureous Figures: European Voyagers and Tatau/Tattoo in Polynesia, 1595–1800«, in: Nicholas Thomas/Anna Cole/Bronwen Douglas (Hg.), *Tattoo. Bodies, Art, and Exchange in the Pacific and the West*, Durham, S. 33–52.
- Edmond, Rod (1997), *Representing the South Pacific. Colonial Discourse from Cook to Gauguin*, Cambridge.
- Fleming, Juliet (2000), »The Renaissance Tattoo«, in: Jane Caplan (Hg.), *Written on the Body. The Tattoo in European and American History*, London, S. 61–82.
- Gell, Alfred (1993), *Wrapping in Images. Tattooing in Polynesia*, Oxford.
- Gilbert, Steve (2000), *Tattoo History. A Source Book*, New York.
- Govenar, Alan (2000), »The Changing Image of Tattooing in American Culture, 1846–1966«, in: Jane Caplan (Hg.), *Written on the Body. The Tattoo in European and American History*, London, S. 212–233.
- Herbert, Jr., T. Walter (1980), *Marquesan Encounters. Melville and the Meaning of Civilization*, Cambridge, MA/London.

- Jones, C.P. (2000), »Stigma and Tattoo«, in: Jane Caplan (Hg.), *Written on the Body. The Tattoo in European and American History*, London, S. 1–16.
- Kristeva, Julia (1980), *Pouvoirs de l'horreur. Essai sur l'abjection*, Paris.
- Krusenstern, Adam Johann von (1986), *Reise um die Welt in den Jahren 1803, 1804, 1805 und 1806* [1814], hg. v. P. Werner Lange, Köln/Wien.
- Lamb, Jonathan/Smith, Vanessa/Thomas, Nicholas (Hg.) (2000), *Exploration & Exchange. A South Seas Anthology, 1680–1900*, Chicago/London.
- Langsdorff, G.H. von (1812), *Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807*, 2 Bde., Frankfurt/M. (Vollständig digitalisierte Fassung: <http://dz1.gdz-cms.de/no-cache/dms/load/toc/?IDDOC=136008>)
- Langsdorff, George H. von (1968), *Voyages and Travels in Various Parts of the World, during the Years 1803, 1804, 1805, 1806, and 1807* [1813], 2 Bde., Amsterdam/New York.
- Lombroso, Cesare (1894), *Der Verbrecher (Homo delinquens) in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung*, übers. v. Dr. M.O. Fraenkel, 2 Bde., 2. Abdruck, Hamburg.
- Lombroso, Cesare (1897), *L'uomo delinquente in rapporto all'antropologia, alla giurisprudenza ed alla psichiatria*. Atlante, 5. Aufl., Turin.
- Loos, Adolf (1931), *Trotzdem. 1900–1930*, 2., verm. Aufl., Innsbruck, S. 79–92.
- MacQuarrie, Charles W. (2000), »Insular Celtic Tattooing: History, Myth and Metaphor«, in: Jane Caplan (Hg.), *Written on the Body. The Tattoo in European and American History*, London, S. 32–45.
- Maude, H.E. (1968), *Of Islands and Men. Studies in Pacific History*, Melbourne u. a.
- Melville, Herman (1996), *Typee. A Peep at Polynesian Life* [1846], hg. v. John Bryant, Harmondsworth.
- Melville, Herman (2000), *Omoo. Adventures in the South Seas* [1847], Mineola, NY.
- Oettermann, Stephan (1995), *Zeichen auf der Haut. Die Geschichte der Tätowierung in Europa* [1979], 4. Aufl., Hamburg.
- Ottino-Garanger, Pierre/Ottino-Garanger, Marie-Noëlle (1998), *Te Patu Tiki. Le Tatouage aux Îles Marquises*, Paris.
- Pechmann, Alexander (2003), *Herman Melville. Leben & Werk*, Wien/Köln/Weimar.
- Robarts, Edward (1974), *The Marquesan Journal of Edward Robarts, 1797–1824*, hg. v. Greg Denning, Honolulu.
- Smith, Vanessa (1998), *Literary Culture and the Pacific. Nineteenth-Century Textual Encounters*, Cambridge.
- Steinen, Karl von den (1925), *Die Marquesaner und ihre Kunst. Studien über die Entwicklung primitiver Südseeornamentik nach eigenen Reiseergebnissen und dem Material der Museen*, Bd. 1: *Tatauierung. Mit einer Geschichte der Inselgruppe und einer vergleichenden Einleitung über den polynesischen Brauch*, Berlin.
- Thomas, Nicholas (2005), »Introduction«, in: Nicholas Thomas/Anna Cole/Bronwen Douglas (Hg.), *Tattoo. Bodies, Art, and Exchange in the Pacific and the West*, Durham, S. 7–29.
- Tylor, Edward Burnett (1946), *Anthropology* [1881], 2 Bde., London.
- White, Joanna (2005), »Marks of Transgression: The Tattooing of Europeans in the Pacific Island«, in: Nicholas Thomas/Anna Cole/Bronwen Douglas (Hg.), *Tattoo. Bodies, Art, and Exchange in the Pacific and the West*, Durham, S. 72–89.